Boglerenbuben anno dazumal

Jugenderinnerungen von Jakob Waibel

Mein Geburtshaus steht in der untern Bogleren, da wo heute die Grundwies- in die Boglerenstrasse einbiegt. Hier hatte die Firma Terlinden & Co., in der mein Vater Färber war, für ihre Arbeiter vier Wohnhäuser errichten lassen. Unser sechs Geschwister – meine drei Schwestern und wir drei Buben, deren jüngster ich war – verbrachten hier, zusammen mit der grossen Kinderschar unserer vierzehn Nachbarfamilien, eine erlebnisreiche Jugendzeit.
Ländlich sah es damals, im ersten Viertel unseres Jahrhunderts, noch aus in der Bogleren: im weiten Umkreis der vier Häuser die noch unverbauten Rebhänge mit saftigen, von hochstämmigen Obstbäumen bestandenen Matten dazwischen. Von Zeit zu Zeit paffte keuchend die mit Dampf betriebene Eisenbahn durch das Rebgelände, täglich dreizehn Züge in jeder Richtung ohne Verschnaufpause in Goldbach, das noch keine Haltestelle hatte. Meine Mutter bestieg jeweils in Zollikon den Zug, wenn sie bei Wollen-Keller in der Stadt das

Goldbach um 1904, wenige Jahre vor Jakob Waibels Geburt. An den Hängen zieht sich bis hinunter zum Seeufer das Rebgelände hin. Ansteigende Häuserreihen markieren die damals einzigen Wege zwischen See und Wald: links die Goldbacher-, rechts die Boglerenstrasse; in der Bildmitte die seit den 1870er Jahren an der Seestrasse erweiterte Terlinden-Fabrik.

Rohmaterial für die Socken und Strümpfe abholte oder die fertigen Strickwaren hinbrachte, die sie zu Hause auf ihrer Maschine für die Zürcher Firma herstellte. Am Zürcher Sechseläuten erhielten die Terlinden-Arbeiter früher als sonst Feierabend, damit sie den Zug in Zollikon nicht verpassten, der es ihnen erlaubte, dem Verbrennen des Böögs auf dem Sechseläutenplatz beizuwohnen.
Für unsere Spiele standen uns Kindern nicht bloss die Vorplätze der vier Häuser zur Verfügung; auf gemähten Wiesen konnte man sich hinter den Obstbäumen gut verstecken, und alle Jagdspiele liessen sich ohne Gefahr auch auf die Strasse ausdehnen.

Im Kindergarten bei Tante Julie

Kindergärten gab es damals noch nicht in den einzelnen Küsnachter Quartieren. Wir hatten den für vorschulpflichtige Knirpse nicht gerade kurzen Weg zur «Gfätti» im alten Schulhaus an der Heinrich-Wettstein-Strasse zurückzulegen. Dort empfing uns das kleine, damals noch junge Fräulein d'Artuzzi; für uns aber und für Generationen von Küsnachter «Gfätterlischülern» nach uns war es ganz einfach Tante Julie, die liebe, unvergessliche, fast legendär gewordene Tante Julie.
In der Zeit vor Weihnachten entstanden unter ihrer Leitung aus kurzgeschnittenen bunten Strohhälmchen lange Ketten. Ein zwischen je zwei Röhrchen auch durch ein Papierblättchen geführter Faden hielt das Ganze zusammen. Alles Weitere geschah auf unsere eigene Initiative hin: Wir kappten eines der Tännchen, mit denen man im Winter für den Fall schneebedeckter Wege die Strassenränder vorsorglich bezeichnete, und behängten zu Hause die Krone wie ein Christbäumchen mit dem selbstverfertigten Schmuck unserer bunten Ketten. Dieses Adventsbäumchen war für uns die schönste Vorweihnachtsfreude.

Schulzeit

Das Primarschulhaus im Dorf, das ich als ABC-Schütze zum erstenmal betrat, war nur wenige Jahre älter als ich. Es stand an der ebenfalls noch «jungen» Zürichstrasse und hatte hohe, weiträumige Schulzimmer. Beim Bau des Oberstufenzentrums in den ersten sechziger Jahren musste es dem jetzigen Schulhaus Zürichstrasse Platz machen.
Mit der Eröffnung des damaligen Primarschulhauses war mein erster Lehrer, Robert Krauer, in den Schuldienst unserer Gemeinde getreten. Wir liebten ihn alle sehr. Jeden Morgen begannen wir mit einem Lied, das er mit Geigenspiel begleitete.

Die Schule besuchte Jakob Waibel in dem 1903 eingeweihten ehemaligen Schulhaus Zürichstrasse.

Prächtige Sommerwochen geniessen die Küsnachter Ferienkolonisten – darunter Köbi (mit gestreiftem Leibchen in der zweiten Reihe, Bildmitte) – in Sarn am Heinzenberg (GR) mit dem Leiterehepaar Kleb (links im Bild).

Von den Lehrern der höheren Klassen verstand es jeder auf seine Weise, zum Beispiel mit Haare- und Ohrenzupfen oder mit den klassischen «Tatzen» auf die schuldbewusst hingestreckte Hand, den erwachten Übermut der herangewachsenen Küsnachter- und im besondern der Boglerenbuben zu dämpfen.
Eine willkommene Abwechslung im Schulleben brachte jeweils die von Lehrer Karl Kleb geleitete Ferienkolonie in Sarn am Heinzenberg. Da wurde bald diese, bald jene Gruppe zur Alp geschickt, um Milch zu holen. Auf dem weiten Weg dorthin bot sich Gelegenheit zur Verabredung, welche Mädchen die nächsten Schlupfbetten zu gewärtigen hatten. – Am meisten freuten wir uns aber auf den Sonntag; da durften wir nämlich in der Sarner Kirche zum Glockenläuten den Strang ziehen.

Auf dem Schulweg

Nach dem kurzen Abstieg auf der Boglerenstrasse führte unser Schulweg der Kuserbodenstrasse, dem Teilstück der heutigen Zürichstrasse zwischen der Kohlrain- und der Boglerenstrasse, entlang. Dieser Abschnitt war wie auch seine Fortsetzung gegen Zollikon hin von den Anwohnern auf eigene Kosten gebaut worden und blieb während des ganzen ersten Viertels unseres Jahrhunderts bis zur Übernahme durch die Gemeinde ein Privatweg ohne Belag. Fussgängern, auch solchen mit Handwagen, war aber die Benützung dieser Naturstrasse «auf Zusehen hin» gestattet.
Auf dem Heimweg holten wir Boglerenbuben gerne unsere gläsernen Spielkugeln aus den Hosentaschen. Rasch war ein Kreis im Strassensand gezogen, und die mit Schleifen in allen Farben verzierten Glaskugeln wurden hineingelegt. Nun galt es, möglichst viele davon aus dem Kreis herauszuschnellen. Vorzüglich eignete sich dazu eine grosse Stahlkugel, denn mit einer solchen «Bumm» liessen sich die kleineren Glaskugeln am ehesten aus dem Kreis «spicken». Die gewonnenen Kugeln durfte man behalten. Im Eifer des Gefechts vergassen wir über dem «Spickis» aber meist die Zeit und bekamen darum zu Hause bei unserem verspäteten Eintreffen von der Mutter keine schmeichelhaften Reden zu hören.

Zeitschriftenverträger mit Reifenantrieb

Jede Woche hatte ich das «rote Heft», genauer: «Schäublis illustrierte Zeitung für die Schweizerfamilie», zu vertragen. Meine Kameraden kamen meistens mit auf die Tour. Jeder hatte einen Reifen bei sich, den er mit einem Stecken vorantrieb. So kam man, ob man wollte oder nicht, rasch vorwärts. – Und das war auch nötig: Die «Heftli-Tour», die im Goldbach begann, führte auf der Seestrasse und Untern Heslibachstrasse bis zur Weinhandlung Welti, und in der Gegenrichtung warteten die Bezüger an der Obern Heslibachstrasse und im obern Goldbach bis hin zum Bühl auf ihre «Schweizerfamilie». Sie wurde den Anwesenden persönlich überreicht und den Abwesenden in den Briefkasten gesteckt. – Besonders lange dauerte die Tour, wenn gleichzeitig mit dem Vertragen des Wochenblattes die Abonnementsgebühr für die abgelaufene Bezugsperiode einzu-

ziehen war. Dafür liess mir aber auch manche Hausfrau mit einem wohlwollenden «Und das isch für dich» einen zusätzlichen Batzen in die Hand gleiten, was natürlich den mich begleitenden Kameraden nicht verborgen blieb . . .

Kriegsjahre – schmale Jahre

Zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehört es, wie beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges Anfang August 1914 ein Mann oben an der Alten Landstrasse mit lauter Stimme das Aufgebot der Truppen verlas. Die vier Kriegsjahre, die nun folgten, brachten unserer Familie schmale Zeiten.
Wenn im Winter der Boden stark gefroren war, hörte man das Donnern der Kanonen vom Elsass her. Mein Vater musste als nicht Wehrpflichtiger im Küsnachterberg Drainageleitungen legen. Am Abend warteten wir mit Essen, bis er uns Brot heimbrachte. Dann wurde ein Servelat in Sechstel geschnitten, von jedem Teil aber ein Ringli aufbewahrt.
Zur Bereitung von Kaffee-Ersatz dienten die von uns im Wald gesammelten Eicheln und die Wegwarten, die unsere Mutter pflanzte. Auf dem von der Gemeinde zugeteilten Land wurden Kartoffeln gesetzt und Gemüse gezogen.
Unsere Hauptmahlzeit bestand aus viel Hafersuppe und Mais. In der Waschküche des Hotels «Sonne» konnte man auch vom Militär gekochte Suppe holen.
Im Frühling gingen wir frühmorgens Maikäfer sammeln. In einer Tanse wurden die zuvor mit Schwefeltafeln getöteten Käfer an der Sammelstelle abgeliefert. Das trug auch wieder ein wenig Geld ein. – Bevor wir zur Schule gingen, spulten wir noch ein paar Strangen Wolle, damit die Mutter an den für Wollen-Keller bestimmten Socken und Strümpfen weiterstricken konnte.
Am Abend nahm sich der Vater immer Zeit, für uns Kinder Spielsachen zu basteln. Sie waren in unseren Augen nicht weniger wertvoll als das für teures Geld gekaufte Spielzeug anderer Kinder. Gleichwohl sahen wir uns etwa unter dem Abraum um, der von den Leuten an der Strasse zur Abfuhr bereitgestellt wurde, denn da fanden wir immer etwas, das sich zum Spielen eignete.

Hilfe im Garten

Ein Stück weit oberhalb unseres Wohnhauses, da wo man später die Silbergrundstrasse erstellte, hatten wir etwas Pflanzland. Unser Vater steckte da Kartoffeln und zog in den säuberlich hergerichteten Beeten Gemüse und an einer Reihe hoher Stangen Bohnen. Beeren suchte die Mutter im Wald.
Natürlich mussten wir Buben bei der Gartenarbeit wacker mithelfen. Umgraben, Jäten und Giessen gehörten zu unsern Obliegenheiten. Meine mühsamste Arbeit bestand darin, die «Hausgüle» in der «Gülebäne» (Jaucheschubkarren) das steile Wegstück zum Garten hinaufzustossen. Unser Pflanzland wurde aber nicht nur mit Jauche gedüngt. Abwechslungsweise hatten meine Brüder und ich die Ställe unserer Kaninchen und Hühner auszumisten und auch diesen Dünger dem Garten zuzuführen. Überdies hatte ich in einem vom Vater selbst verfertigten einrädrigen Stosswägelchen Pferdemist zu sammeln. Die «Rossboppele» brauchte

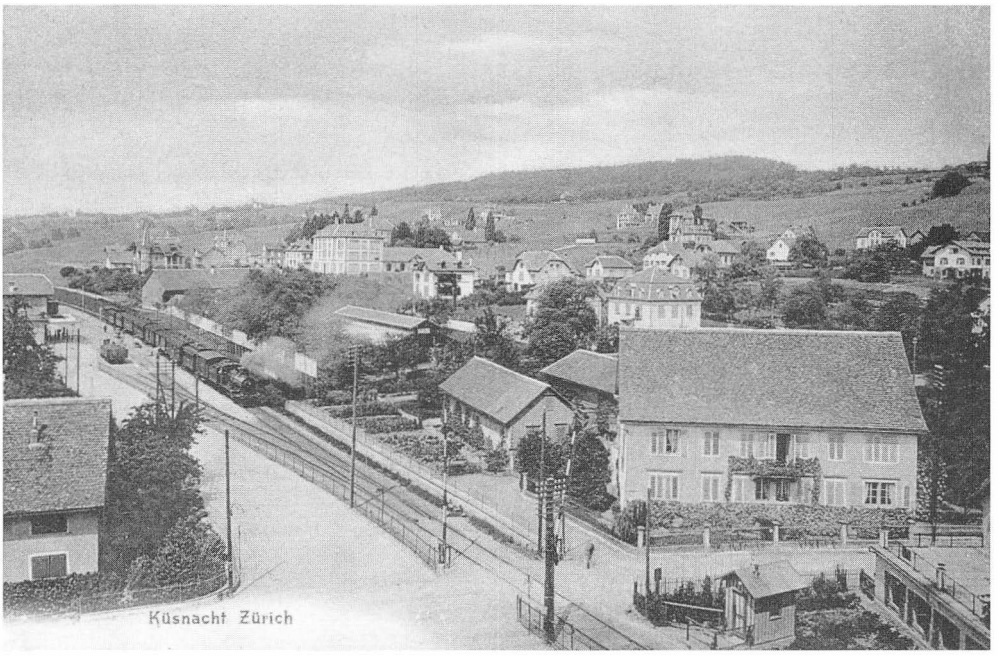
man auf den mit Pferdefuhrwerken befahrenen Naturstrassen nicht lange zu suchen. Wenn einer von uns Boglerenbuben einen Haufen dieser Pferdeäpfel sah, rief er schon von weitem: «Dèè ghöört mir!», und oft wurde dieser Anspruch auf handfeste Art geltend gemacht.
Pferde-, Hühner- und Kaninchenmist – alles schütteten wir auf einen Haufen, um dann beim Umgraben den ganzen Dung in die Furchen zu legen.

Fasnachtzeit

Zur Fasnachtzeit holte die Boglerenjugend in der Terlindenfabrik einen grossen Leiterwagen. Mit vereinten Kräften wurde er die Goldbacherstrasse hinaufgezogen und -gestossen und mit dem bei den Bauern und im Wald gesammelten Holz beladen. Bei dieser Gelegenheit bettelten wir auch Geld für Schwärmer und kleine Raketen zusammen – etwas Knallerei gehörte schliesslich zur Fasnacht.
Auf dem Pflanzland half uns der Vater beim Aufrichten des Holzstosses. Dass wir dank unserem Sammeleifer ein prächtiges Fasnachtfeuer zustandebrachten, erfüllte uns mit Stolz.
Nachdem wir die letzten Gluten ausgetreten hatten und das Feuerwerk abgebrannt war, eilten wir nach dem Platz vor dem Hotel «Falken», um an diesem Treffpunkt der Dorfbewohner das Fasnachtstreiben der «Bööggen» zu verfolgen.

«Chilbi» im Horn

Zur «Chilbizeit» waren wir Boglerenbuben immer im Horn, wo damals die Küsnachter Kirchweih abgehalten wurde, zu finden. Am Tag vor der Eröffnung halfen wir eifrig beim Aufstellen der Buden. Auch wenn dann einmal an den Verkaufsständen Schleckstengel und Magenbrot feilgehalten, die an den Schiessbuden Vorbeiströmenden zum Erproben ihrer Treffsicherheit und die noch Unentschlossenen von den Schaustellern mit beschwörenden Worten zum Eintreten in ihre Wunderzelte aufgefordert wurden, machten wir uns noch auf mancherlei Art nützlich. Da war ja auch die «Rössli-Ryti», das Karussell, das zu jener Zeit noch von Hand angeschoben werden musste. Also stemmten wir uns gegen den Rand des Plankenbodens und stiessen aus Leibeskräften. Die «Reitschule» begann sich zu drehen, kam in Schwung – und wir begannen zu laufen. Ein Pfiff war das Zeichen zum Aufspringen. So wurden wir mit einer Gratisfahrt und manchmal sogar mit einem Batzen belohnt – für damals keine Kleinigkeit.
Nachdem die «Chilbiwagen» weggefahren waren, suchten wir die Plätze, wo die Buden und die «Reitschule» gestanden hatten, sorgfältig ab, denn dort waren immer ein paar Rappen zu finden. Von den Eltern gab es eben damals kein Taschengeld; dass Kinder etwa am Bahnhofkiosk beim Kauf von Schleckwaren eine Fünfzigernote hinlegen, ist eine Errungenschaft der heutigen Zeit. Statt Geld erhielten wir von der Mutter für den «Znüni» gedörrte Birn- und Apfelstücklein, die sie in einem Leinensack aufbewahrte, mit auf den Schulweg. Die frischen Schnitze nahm der Vater jeweils zum Dörren im Kesselhaus der Terlinden-Fabrik mit, während die Mutter daheim Apfelringlein an einer Schnur aufhängte.



Zu Beginn unseres Jahrhunderts dampfte die rechtsufrige Seebahn noch durch ausgedehntes Rebgelände bei Goldbach und im Kuserboden, bevor sie in den Bahnhof Küsnacht einfuhr, den eine Fussgänger-Unterführung mit dem oberen Dorfteil verband. Hier führte der Schulweg der Boglerenkinder zum damaligen Schulhaus Zürichstrasse, hinter dem der alte Landsitz Wangensbach und darüber der Rebhang des späteren Schiedhalden-Villenquartiers sichtbar sind.

Seiltänzer und Feuerspeier

Im Sommer kamen stets Seiltänzer und Feuerspeier aufs Küsnachterhorn. Natürlich fühlten wir Buben uns durch ihre Künste zu artistischen Leistungen gleicher Art herausgefordert. Schnell war zwischen zwei Bäumen – nicht allzu hoch – ein Seil gespannt, und schon stand an einem Seilende der Wagemutigste von uns auf einem Ast bereit, liess sich einen von zu Hause mitgenommenen alten Schirm geben und strebte mit dieser Balancierstange dem andern Seilende zu – ohne allerdings sein Ziel jedesmal zu erreichen.

Noch staunenswerter war die Produktion unseres Nachbarbubs Uli. Er hatte Sprit bei sich und nahm davon in den Mund. Dann rieb er ein Streichholz an, hielt es vor den Mund und spie den Sprit aus, der sich sogleich entzündete, glücklicherweise ohne dass unser «Feuerspeier» dabei je Schaden nahm.

Mit ängstlicher Neugierde schritten wir beim Verlassen des Horns jeweils am zürichseits gelegenen «Hornhüüsli» vorbei, in dem gelegentlich ein Arrestant sass.

Briefmarken

Ich sammelte auch Briefmarken, die ich in ein kleines Album klebte. Viele davon stammten aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, was aus den überdruckten Wertangaben ersichtlich war.
Wir Buben aus den Terlinden-Häusern kannten eine ergiebige Markenquelle. In der Remise der Fabrik waren nämlich schachtelweise alte Briefe archiviert, von deren Umschlägen wir bei unsern heimlichen Besuchen die uns geeignet erscheinenden Marken ablösten. – Leider blieben wir bei dieser Beschäftigung nicht immer ungestört: Wenn wir durch das offenstehende Tor den Portier auf die Remise zuschreiten sahen, hiess es Fersengeld geben, denn der Portier wusste unsere archivarische Tätigkeit gar nicht zu schätzen. Und im Grunde genommen verstanden wir auch seinen Ärger, musste er doch alles, was wir durchstöbert hatten, wieder in Ordnung bringen. – «Immer wieder die Boglerenbuben!» wird er dann gebrummt haben. Er kannte uns natürlich.

Seerosen aus dem Rumenseeweiher brachten ältere Boglerenbuben schwimmend ans Ufer; jüngere verkauften sie den Spaziergängern aus der Stadt.

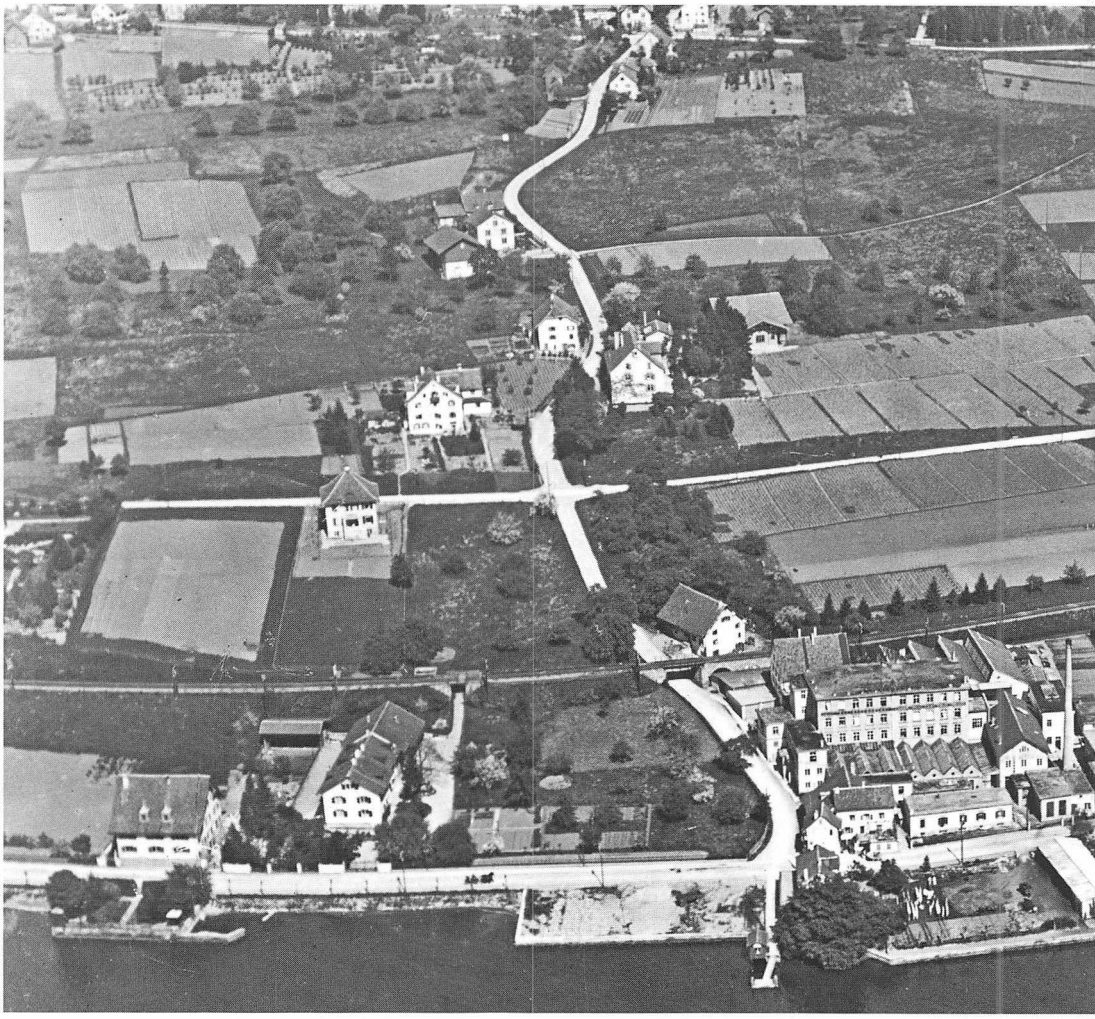
Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Im Kusentöbeli

Holz zum Heizen musste der Vater nie kaufen. An schulfreien Tagen holten wir Buben es im Wald. Dabei machten wir oft einen Abstecher ins Kusentöbeli.
Im Kusenbach fanden Bachforellen und Krebse noch das ihnen zusagende reine Wasser. Blitzschnell verschwanden die Forellen bei unserem Herannahen unter einem Stein. – Würde es mir wohl gelingen, dort einen der schwarz und rot gefleckten, silberglänzenden Fische zu fangen? Mein Bruder hatte mir beigebracht, wie das möglich war, ohne dass die Forelle leiden musste. Behutsam schob ich die Hand unter den Stein, bekam den Fischleib zu fassen und drückte, die Daumen hinter den Kiemen, zu.
Wer es nicht lassen konnte, einen Krebs in seinem Schlupfwinkel aufzuspüren, bekam es mit einem Tier zu tun, das sich mit kräftig zupackenden, kneifenden Scheren zu verteidigen wusste, wenn er sich diesen nicht mit einem raschen Griff von oben zu entziehen vermochte.
Oberhalb des Rumensees hatten Füchse am Töbelihang zwischen Wurzeln eine Höhle mit mehreren nach aussen führenden Gängen gescharrt. Uns zog es immer wieder zu diesen Fuchslöchern hin. Mit herbeigeschlepptem Holz machten wir ein Feuer und bliesen den Rauch in die Höhle, um die Füchse herauszulocken. Mit einem Prügel standen wir bereit, uns ihrer Angriffe zu erwehren. Doch kein Fuchs wollte sich zeigen; nur ein Knurren war aus dem Innern der Höhle zu vernehmen.

Am Rumenseeweiher

Zur Sommerzeit hielten wir uns mit Vorliebe am Rumenseeweiher auf. An der gegen die Zumikerstrasse liegenden Seite stand vor noch nicht sehr langer Zeit ein niedriges Haus mit angebautem Schopf, in dem ehemals die Zürcher Firma Eis-Knecht jeweils die im Winter aus dem zugefrorenen Weiher herausgesägten Eisplatten lagerte. In unseren Bubenjahren wurde er jedoch nicht mehr als Eisschopf verwendet. Um da einzudringen, mussten wir unsern ganzen Mut zusammennehmen – schliesslich konnte sich im Schopf unbemerkt ein Halunke eingenistet haben. Doch fanden wir unter dem Gerümpel bloss einen alten Marktschirm.
Für Spannung sorgte nun aber ein älterer Kamerad, Karli Freimann, der – von uns Jüngeren immer wieder bewundert – auf das Schopfdach stieg, mit einem Blick den Abstand zum Boden mass und dann kaltblütig den von uns ersehnten Sprung in die Tiefe tat.
Wenn sich an einem sonnigen Sonntag im Juni die Knospen der Seerosen geöffnet hatten, zogen die älteren Kameraden ihre Badehosen an, schwammen hinaus zum weit ausgebreiteten blühenden Teppich auf dem Wasserspiegel und brachten die daraus gepflückten Blumen ans Ufer. Wir Jüngeren aber verkauften sie an der Strasse den Spaziergängern aus der Stadt. Dann zogen wir hinunter zum Restaurant Rumensee, wo wir den Verkaufserlös in Tee und Kuchen umsetzten. – Wollte es der Zufall, dass dort gerade ein Gartenfest oder dergleichen

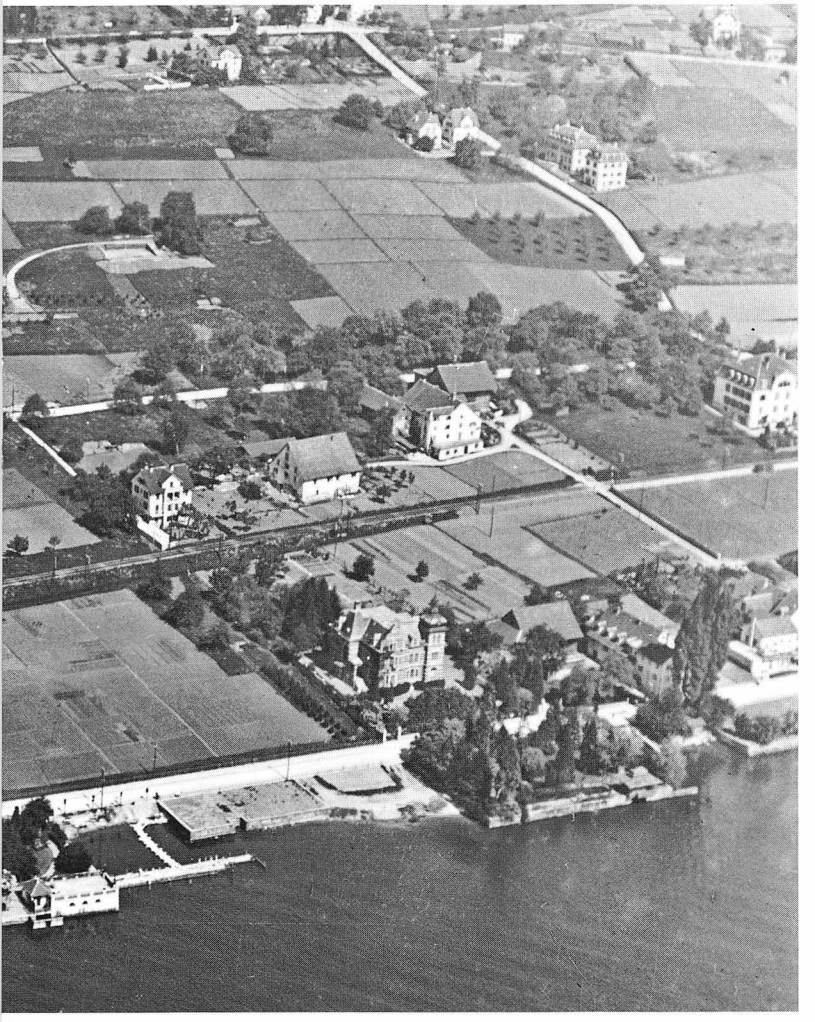


abgehalten wurde, war mit dem bei einer solchen Gelegenheit nie fehlenden Glücksrad ein weiteres Sonntagsvergnügen verbunden. Einmal hatte ich beim Drehen des Rades eine so glückliche Hand, dass ich an jenem Sonntagabend triumphierend einen Zuckerstock mit nach Hause trug. Den konnte unsere grosse Familie natürlich gut gebrauchen.

Abendliches Singen

An schönen Sommerabenden trafen sich die Knaben und Mädchen der vier Häuser regelmässig beim Doppelwohnhaus zum Singen. Lied um Lied erklang da aus den frischen Kehlen dieses gemischten Bogleren-Jugendchors, darunter in der Schule gelernte, schon den Eltern vertraut und lieb gewordene Abend- und

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch



Untergoldbach an der Schwelle der zwanziger Jahre – Köbis «Lausbubenzeit». Zwischen dem Seeufer und der seit 1905 entstandenen Zürichstrasse die Bahnlinie – noch ohne elektrische Fahrleitung und die Haltestelle Goldbach. An der Seestrasse links der um 1700 entstandene Landsitz «Goldbacherhof»; neben der Einmündung der Goldbacherstrasse das Terlinden-Fabrikgelände und weiter seeaufwärts die für den Fabrikgründer Hermann Hintermeister 1895 erstellte schlossartige Villa. – In der oberen rechten Bildecke zwei nebeneinanderstehende Häuser. Das von der Boglerenstrasse entferntere ist Jakob Waibels Geburtshaus. Links oberhalb des Hauses der Baum mit den «lockenden Kirschen». (Foto Swissair)

Heimatlieder, aber auch etwa eines, das kaum Aufnahme in ein Gesangbuch gefunden hätte. – Mir gefiel das inbrünstig vorgetragene «Fern im Süden das schöne Spanien» immer besonders gut.

Lockende Kirschen

Die Kirschbäume rund um unser Haus standen in den Frühlingsferien in voller Blüte. In den letzten Schulwochen vor den Sommerferien zogen sie die Aufmerksamkeit von uns Boglerenbuben in immer stärkerem Masse auf sich. Am Ende jeden Tages erkundeten wir mit einem Blick in ihre Krone, um wieviel praller und röter die Kugeln dort oben geworden waren. Die hatten es uns nun einmal angetan! Wenn dann jederzeit damit zu rechnen war, dass der Knecht des

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Längst wohnen keine Winzer mehr in diesen Weinbauernhäusern der Jugendjahre Jakob Waibels in der Bogleren. Die Strasse, an der die schlichten Bauten stehen, gehört zu den ältesten, in vertikaler Richtung die Rebberge erschliessenden Wegen des ehemaligen Weinbauerndorfes. Foto K. Eggen

Besitzers mit Leitern erscheinen würde, besannen wir uns auf unsere Kletterkünste.

Eines Abends stiegen mein älterer Bruder und ich auf den Baum mit den reifsten Kirschen. Welch lustvolles Pflücken der in der Abendsonne verführerisch leuchtenden Früchte! Oft steckte ich gleich beide saftige Kugeln, die an den langen Stielen einer «Glangge» baumelten, zusammen in den Mund. Als ich mich endlich sattgegessen hatte, liess ich mich den Stamm hinuntergleiten und ging hochbefriedigt nach Hause. Mein Bruder jedoch verspürte noch keine Lust, seinen Standort in der Krone zu verlassen.

Zu meinem Glück hatte ich mich schon in Sicherheit gebracht, als der Bauer und sein Knecht auftauchten, meinen Bruder auf dem Baum entdeckten und laut zu schimpfen begannen. Mein Bruder aber hatte die Gefahr rechtzeitig erkannt. Schon sprang er vom untersten Ast, als die beiden fluchend heranrannten. Es kam zu einer Verfolgungsjagd den Rebhang hinunter. Bei diesem Rennen zwi-

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

schen den damals noch enge Gassen bildenden Rebzeilen ging mein Bruder als Sieger hervor.

Im Kusenbad

Zum Baden gingen wir in die «Kusen-Badi». Die 1911 erstellte Badeanstalt im Kusen war damals rund zehn Jahre alt – ein im Wasser stehender Holzbau mit getrennten Abteilen für männliche und weibliche Badegäste. Steile Treppen führten von den Umkleideräumen zu den ebenfalls getrennten Böden des Sonnenbads. Sprungbretter und ein Floss für die Schwimmer gehörten schon in jener Zeit zu jeder Badeanstalt.
Eine strenge Badmeisterin, Frau Krüselin, sorgte für Ordnung. Energisch griff sie ein, wenn Ungebärdige auf den Gängen vor den Umkleidenischen einander nachjagten. So wusste sie sich bei allen Badenden im Kusen Respekt zu verschaffen.
Zu meiner ersten, unfreiwilligen und ganz und gar stillosen Schwimmübung kam es, als einmal ein athletisch gebauter Springer über mich, der ich nichtsahnend auf dem Sprungbrett hockte, zum Absprung am Brettende hinwegsetzte und mich darauf das federnd hochschnellende Brett in Sekundenschnelle ins Wasser schleuderte.
Nach dem Baden, das ja bekanntlich den Appetit anregt, suchten wir auf dem Heimweg noch schnell Chrööli-Bruppachers Laden neben der Wirtschaft zur Waag auf, um hier unsern Bedarf an Bruppachers unerhört guten Nidelbeckeli zu decken.

Schelmereien im Herbst

In der kurzen Zeit bis zum Herbstbeginn, wo sich uns Gelegenheit bot, uns unauffällig mit Obst einzudecken, ohne jemanden merklich zu schädigen, waren wir jeweils auch nicht bräver geworden. Von einem Ast der bei uns früher stark verbreiteten Usterapfelbäume schnappten wir uns im Vorbeigehen ein paar der kegelförmigen, eher kleinen, zitronengelben Süssäpfel. Nicht widerstehen konnten wir der Versuchung, unsere Hosentaschen mit den unter hohen Bäumen im Gras liegenden, gelblich grünen, hellrot überhauchten Berikerbirnen (auch Schüürbire genannt) vollzustopfen. Besonders gut schmeckten die rundlichen Birnen, wenn sie bei Vollreife im Innern schon etwas «täigg» waren, was sie am bräunlich gefärbten Fruchtfleisch ums Kerngehäuse zu erkennen gaben.
Die «Turgi-Birnen» zählten zu den Mostbirnen, waren aber sehr saftig und wurden darum von uns als Frischobst genossen. Eines Tages machten wir uns daran, das Gras im Umfeld eines Turgi-Birnbaums zu «säubern». Dabei erwischte uns der Bauer, doch konnten wir uns dank flinker Beine retten. Am andern Tag aber nahm uns auf dem Heimweg von der Schule der Gemeindepräsident Kindlimann in Empfang. – Als Endeffekt der «Turgi-Birnen-Affäre» mussten wir uns nach der präsidialen Strafpredigt eingestehen: «Wieder einmal gut abgelaufen!»
Von den vier grossen Nussbäumen an der Boglerenstrasse schüttelten nicht wir,

sondern die Herbststürme viele Früchte zu Boden, wobei auch manche der fleischigen Hüllen aufsprang und uns den Blick auf prächtige Nüsse erlaubte. Die wollten bestimmt aus ihrer Haft befreit werden!
Zur Zeit der Traubenreife wichen wir bis zum Kusenbach vom gewohnten Schulweg auf der Bogleren- und Zürichstrasse ab. Für ein oder zwei Wochen wählten wir jetzt den Weg zur Schule durch die Reben. Dabei konnte es geschehen, dass vom einen oder andern Rebstock eine Traube abgestreift wurde . . . Auf dem Heimweg war es schon schwieriger, unbemerkt Trauben zu ergattern; denn zu dieser Stunde stand mancher Bauer in seinen Reben, unsern Blicken durch das dichte Reblaub entzogen. Es galt also, bei Verdacht einen oft langen Umweg in Kauf zu nehmen und die betreffende Rebkammer vorsichtig zu umgehen.

Wümmet und Chrähahnen im Steinacker

Zu saftigen Trauben kamen meine Geschwister und ich auch auf sozusagen bürgerlich-legitime Weise. In einem der höchstgelegenen Rebberge unserer Gemeinde, bei Lehmanns im Steinacker in der oberen Bogleren, durften wir beim «Wümmen» mithelfen. Das war für uns alle eines der schönsten Erlebnisse im Jahresablauf. Im Rebberg standen nicht wie heute Kunststoffkisten, sondern die nach der austrocknenden Sommerhitze zum «Verschwellen» in den Brunnen getauchten und mit warmem Wasser und der Bürste sauber gewaschenen hölzernen Wümmergeltli und -tansen bereit. Die Rebscheren von uns Winzern und Winzerinnen sorgten dafür, dass die Geltli rasch gefüllt wurden. Zwar leistete man sich von Zeit zu Zeit ein «Versuecherli», hielt aber mit Schneiden nicht lange inne; beim Vorrücken in der Rebzeile wollte man nicht hinter den andern Wümmerleuten zurückbleiben, und stolz trug man sein volles Geltli zur Tanse. Da durften aber nicht zu viele faule Beeren hineingeraten; es sollte nicht stieben, wenn ein Tansenträger seine Last in die Stande kippte, die auf dem Fuhrwerk am Rand des Rebbergs wartete. Also war präzise Handarbeit verlangt!
Zum Abschluss des Wümmets trafen sich abends stets alle Beteiligten bei einem kleinen Fest, dem Chrähahnen. Da ging es bei frohem Geplauder, Sauser und währschaftem Essen, zu dem die mir besonders lieben «grünen Würste» aufgetragen wurden, jedesmal bis spät in die Nacht so recht gemütlich zu und her.

Der grimmige Rebbauer

Pech hatte meine jüngere Schwester auf einem Botengang durch das Rebgelände zwischen unserem an der Boglerenstrasse gelegenen Haus und der Goldbacherstrasse. Im Vorbeigehen zupfte sie ein paar Beeren aus den Trauben einer Rebe, steckte sie in den Mund und – schon stand der Rebbauer neben ihr. Wortlos packte er sie am Arm und zerrte sie in seine Scheune. Dort musste meine Schwester mit einer Tracht Prügel für die paar Beeren büssen.
Wenn jeweils fertig «gwümet» war und das Rebjahr damit seinen Abschluss gefunden hatte, gingen die Kinder den Rebstöcken nach und hielten nach versehentlich hangen gelassenen Trauben Ausschau. Dieser alte Brauch, das

«Süechle», schien jenem Bauern, der meine Schwester in seiner Scheune verprügelt hatte, nicht genehm zu sein. Er lauerte in seinem Rebberg auf die «Süechler», rannte hinter ihnen her und nahm ihnen die gefundenen Trauben weg.
Mein Bruder Thedi war eine Leseratte. An einem lauen Sommerabend nahm er das von mir in der Schule bezogene Bibliothekbuch mit, um darin zu lesen. Wo hätte er dies ungestörter tun können als in dem abends unbenützten Rebhäuschen des grimmigen Bauern, von dem ich bereits erzählt habe? In Gedanken versunken, trat er beim Eindunkeln den Heimweg an; nur hatte er das Bibliothekbuch im Häuschen droben liegen lassen. – Am folgenden Tag fand es der Rebbauer, der in jenen Tagen mit Läubeln beschäftigt war und den Znüni in seinem Rebhäuschen einnahm. Er brachte es zur Schule, und dort fand man des Rätsels Lösung ohne langes Suchen: «Natürlich wieder die Boglerenbuben!»

In Zumikon

Im Winter war auf dem Bauernhof meiner Tante auf dem verschneiten Zumiker Chapf Metzgete. In unserer Nachbarschaft hatten wir schon vor diesem «Grossereignis» die Bestellungen der Fleischliebhaber aufgenommen. An der Metzgete half unsere Mutter den ganzen Tag bei der Verarbeitung des Fleisches, das der Vater am Abend mit uns Buben abholte. Oft durfte ich dann in der Küche die Hackmaschine drehen, der ich voller Stolz das von mir aus rohem Fleisch hergestellte, für Bratwürste benötigte Brät entnahm.
Der Höhepunkt einer solchen Metzgete war für mich aber die jeweils erst spät abends angetretene Fahrt mit voll bepacktem Schlitten die steile Chapfhalde hinunter. Das war der vorausbezogene Lohn für die Fleischverteilung an die verschiedenen Küsnachter Kunden, die am Tag darauf zu besorgen war. –
Sonntägliche Spaziergänge nach Zumikon führten übrigens meistens auch zu Bäcker Krauer. Das war nämlich «der Zumiker Beck mit den grössten Guetsli». Kaum anderswo war ausserdem Zerbrochenes so billig zu haben wie bei Krauer.

Butterhandel

Auch in Schönenberg hatten wir Verwandte, für die wir von Küsnachtern Bestellungen entgegennahmen. Hier ging es aber nicht um Fleisch, sondern um Butter. In Schönenberg wurde – wie im ganzen Wädenswiler- und Richterswilerberg – von jeher Milchwirtschaft getrieben, und aus einer der zahlreichen Molkereien jener Gegend stammte auch die Butter, die wir unsern Bekannten in Küsnacht besorgten.
An diesem «Geschäft» war ich natürlich auch wieder beteiligt, zwar nicht finanziell, aber – wie nicht anders zu erwarten – als Verträger. Jede zweite Woche traf mit der Bahn aus Schönenberg eine Kiste ein, in der das von den einzelnen Bestellern gewünschte Quantum Butter gesondert verpackt zu finden war. Ich musste sie im Güterschuppen holen und war dann auch für ordnungsgemässe Ablieferung bei den Konsumenten verantwortlich.

Wintersport in Küsnacht anno dazumal

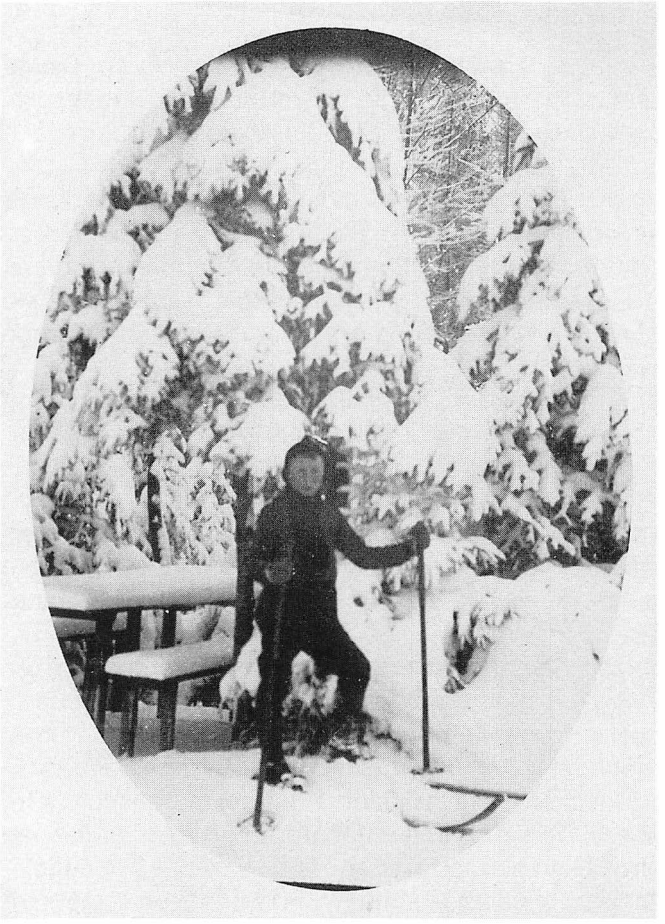
Im Winter mussten bei Terlinden die alten Fässer dran glauben. Was als ganzes Fass nicht mehr verwendbar war, blieb in seinen Bestandteilen für uns noch gut brauchbar. Also zerlegten wir das Werk der Küfer in Dauben, die wir vorn zuspitzten. Ein Lederriemen wurde als Bindung in der Mitte angebracht, und schon war ein «Fassdugeli-Ski» fertig. So sahen unsere Skier dazumal aus.
Die Boglerenstrasse vom Rumensee bis zur Seestrasse war unsere Schlittelbahn – wohl die schönste von ganz Küsnacht. Bei der Abzweigung von der Zumikerstrasse schnallte sich der Lenker unseres Davoserschlittens zum «Vorwyse» einen Schlittschuh an, dem das übergeschlagene Bein Druck verlieh. Wir glitten dem Waldrand entlang, sausten schon bald in immer schneller werdender Fahrt auf die Alte Landstrasse zu – darüber weg und in atemberaubendem Tempo auf der untern Boglerenstrasse bis zur Seestrasse hinunter. Den Sand, den der Barrierenwärter Scherrer beim Bahnübergang streute, wischten wir immer wieder weg. – Am Abend fuhren jeweils die Älteren mit viel Lärm auf einem Bobschlitten für vier Personen denselben Weg hinunter; die Jüngsten wiederum lernten die Bogleren-Schlittelbahn fürs erste auf unserem kleinen Einer-Kesslerschlitten in gemässigterem Tempo kennen.

Schrecken einer Winternacht

Wir kochten mit Gas und hatten im Hause auch noch Lampen, die ein mit Gas aufgeheizter Glühstrumpf zum Leuchten brachte.
In einer Winternacht, als wir alle schon in tiefem Schlaf lagen, wurde unser Vater durch ein Stöhnen geweckt. Erst glaubte er klagende Laute von der Strasse her zu hören. Schon aber hatte er durchdringenden Gasgeruch wahrgenommen. Einen Augenblick war er versucht, Licht anzuzünden, besann sich jedoch sogleich auf die Explosionsgefahr, die damit verbunden war, drehte im Dunkeln den Haupthahn zu und eilte in die Schlafkammer meiner drei älteren Geschwister. Von dort war kein Stöhnen mehr zu vernehmen; der Vater fand sie bereits bewusstlos. Das Gas war aus dem geplatzten Schlauch in das Zimmer gedrungen.
Meine Geschwister konnten zum Glück gerettet werden. Sie waren knapp dem Tod entgangen. Von da an vergassen wir vor dem Zubettgehen nie nachzusehen, ob der Haupthahn der Gasleitung geschlossen war.

Arbeit in den Schulferien

In den Schulferien sorgte nicht nur das in unserem eigenen Pflanzland sprossende Unkraut für Arbeit; meine diesbezügliche Fertigkeit wurde auch anderwärts in Anspruch genommen. So hatte ich im Herrschaftsgut von Dr. Horber den grossen Platz zu jäten, wofür ich immer mit einem kleinen Taschengeld belohnt wurde.
Einen andern Auftrag «in fremden Diensten» erfüllte ich zusammen mit dem Vater: Bei Dr. Frick mussten wir von Zeit zu Zeit einen riesigen Teppich klopfen. Unsere beiden Teppichklopfer knallten nicht in gleicher Stärke und gleich rascher Folge



Der den «Fassdugeli» entwachsene Köbi auf den ersten einfachen Skiern am Zumiker Chapf.

auf das kostbare Gewebe. Der meines Vaters erzeugte dichtere Staubwolken als der meine, dieser hinwieder legte häufigere Pausen ein. – Meine Bubenarme erlahmten eben rascher als Männerarme, aber endlich schien sich Dr. Fricks Teppich doch mit unserer Gemeinschaftsarbeit einigermassen zufriedenzugeben.

Kaninchenfelle

Oft brachte man dem Vater Kaninchenfelle zum Lidern (Gerben). Mit Salz und Alaun rieb er sie auf der Hautseite gut ein, legte sie, Haut auf Haut, gegeneinander und packte sie so in Zeitungspapier ein. Im Lauf von drei Wochen weichten das Salz und der Alaun die Haut auf, so dass man sie mit einem eisernen Schaber ablösen konnte. Diese Arbeit musste sehr sorgfältig ausgeführt werden, um Löcher in den Fellen zu vermeiden. Nachdem sie der Vater an der Luft getrocknet und zum Schluss auf der Innenseite mit einem Bimsstein feingerieben hatte, konnten die zur Herstellung von Jacken bestimmten Felle den Auftraggebern abgeliefert werden.

Der Boglerenbub wird ein Mann

Nach der Schulzeit trat ich eine Lehre als Kleiderfärber bei Terlinden an. Dieser Beruf wird heute im Gegensatz zu jenem des Stückfärbers kaum mehr ausgeübt. Ich lernte «verschossene» (verblasste) Kleider wieder aufzufärben, andere nach einer mit Hilfe der Musterkarte getroffenen Vereinbarung mit dem Kunden umzufärben. Äusserst heikel war die Behandlung der Seiden- und Wollstoffe, die wir im Auftrag von Damenschneiderinnen nach einem bestimmten Muster zu färben hatten. Für diese Stoffe musste oft ein Spezialfarbstoff gewählt werden, damit sie nachts bei künstlichem Licht den genau gleichen Farbton aufwiesen wie tagsüber. Die Übereinstimmung war während des Arbeitsablaufs mit der Lampe immer wieder nachzuprüfen.

In der Gewerbeschule und später im Bürgerturnverein und in der Feuerwehr fand ich wieder andere gute Kameraden. Der Goldbacher Zug der Feuerwehr Küsnacht hatte auch bei jener Hauptübung mitzuwirken, bei der das Bürgerheim als Brandobjekt dem Strandbad weichen musste. Wir Goldbächler waren unter den ersten, die auf dem Platz eintrafen, denn wir hatten uns alle auf den Alarm vorbereitet. – Nach den Übungen sassen wir immer fröhlich beisammen, das eine Mal bei diesem, das andere Mal bei jenem Bauern, und nie fehlte es an Tranksame für die durstigen Feuerwehrler.

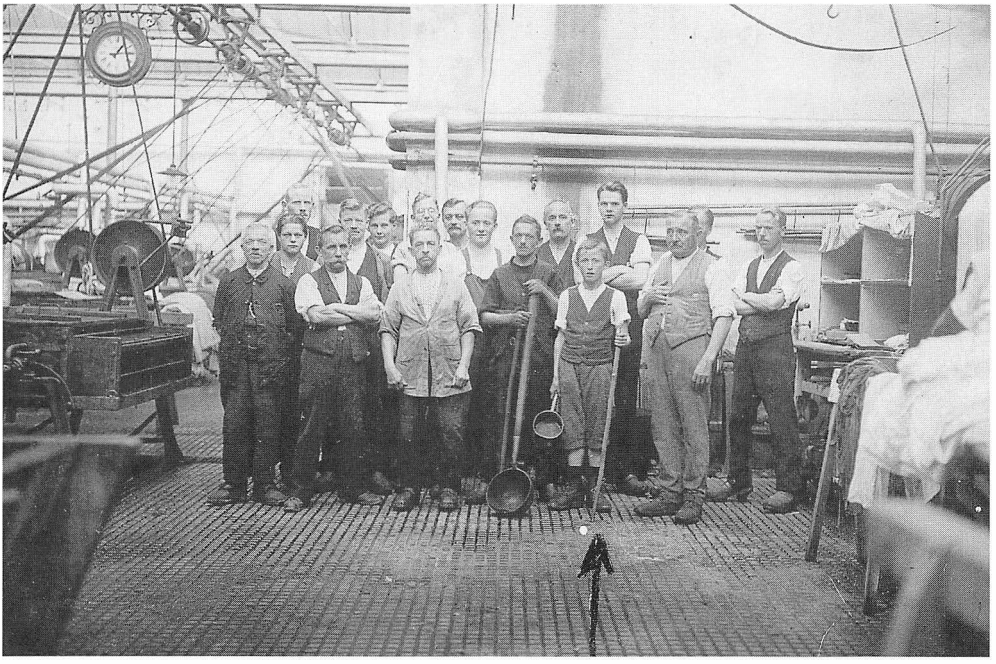
Schon während meiner Lehrzeit bereitete mir das Tanzen viel Vergnügen. An schönen Sonntagen zogen wir Burschen hinauf zum Restaurant Johannisburg, einer Gaststätte, welche nicht nur von vielen Spaziergängern aufgesucht wurde, die in der Gartenwirtschaft hoch über dem Küsnachtertobel Platz nahmen, sondern auch von manchem tanzlustigen Dienstmädchen, das seiner Herrschaft für ein paar Stunden entronnen war und im Säli der Johannisburg bestimmt einen galanten Tänzer fand. Der Wirt Hofmann lud uns am Schluss jedesmal angelegentlich ein, am nächsten Sonntag wiederzukommen, und wir folgten seiner Einladung umso lieber, als er sich uns armen Schluckern gegenüber jeweils als sehr grosszügig erwies, wenn es ans Zahlen ging – die Dienstmädchen waren es ihm als treue Gäste wert.

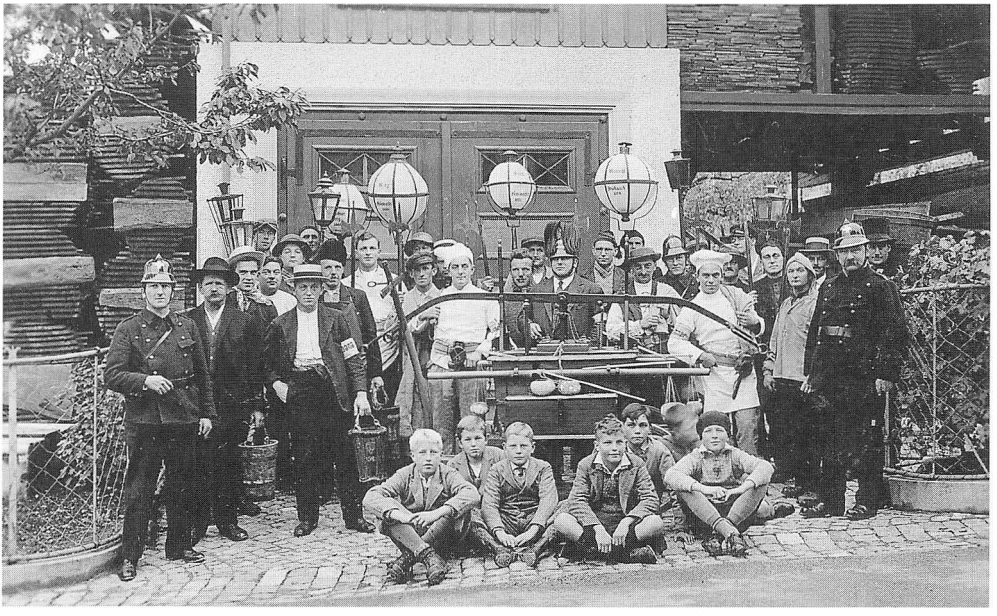
Später war ich, zusammen mit zwei andern leidenschaftlichen Tänzern, bei allen Tanzveranstaltungen am rechten wie am linken Zürichseeufer dabei, und kein Tanz wurde ausgelassen. Die Mutter wunderte sich oft: «Häsch du wider e nasses Hämp häipraacht!»

Ein Mädchen in einer andern Gemeinde nach dem Tanzen heimzubegleiten, war übrigens nicht immer ein problemloses Unterfangen. Oft nahm eine Gruppe einheimischer Burschen an der nächsten Strassenecke eine bedrohliche Haltung ein; dann blieb nichts anderes übrig, als sich aus dem Staube zu machen.

Dankbar erinnere ich mich heute an die Jugendzeit, die es mir ermöglichte, die Aufgaben mit Zuversicht anzupacken, die mir das spätere Leben stellte, und vor allem – den guten Humor (lies: Schelmenhumor) nie zu verlieren.

Erzählt von Jakob Waibel,
aufgezeichnet von Erwin Kuen.





Die Färber-Belegschaft mit dem jungen Lehrling Köbi Waibel in der Färberei Terlinden.

Küsnachter Feuerwehrleute anlässlich eines Festchens, mit Handdruckspritze und Windlichtern als Requisiten. Oberkommandant Emil Uster (rechts aussen) und Zugchef Alfred Schori (links aussen) in Uniform, die übrigen zum Teil kostümiert; Köbi Waibel (mit Schirmmütze) hinter dem linken Schwengel-Ende.